**INDOLENTIA SIMPLEX**

**Roman**

**Ulrike Kotzina**

1. **SARAH**
2. **Zufrieden und satt**

Völlig unerwartet versäumte ich heuer das Screening – zum zweiten Mal in meinem bisherigen Leben. Beim ersten Mal hatte es Gründe gegeben, sicher triftigere Gründe als die aktuellen: Ich war damals schwer am Kawasaki-Syndrom erkrankt, mit hohem Fieber und Schmerzen und kompliziertem Verlauf, bis hin zu akuten Problemen am Herz.

Dieses Mal fiel mir das Versäumnis nicht auf. Ich hatte nicht abgesagt, ich vergaß es ganz einfach, obwohl ich natürlich ein Memo bekam. Denn ich war mit meinem tiefblauen Vorfuß befasst, in dem es gewaltig pulste und stach – ein nie gekannter, ausgesprochen hartnäckiger Schmerz, der sich bis in die Zehen und das Fußgelenk zog.

„Geh besser zum Arzt“, bemerkte Pascal, der am Schirm saß und Hausarbeitskorrekturen überwachte. „Das wird nicht von selbst. Und pass besser auf, du bist mit Cyril im Team.“

Er lächelte sein schiefes, etwas abwesendes Lächeln, und ich dachte an Dienstag, als das Unglück geschehen war, weil Cyril die kleine Leiter plötzlich losgelassen hatte.

„Da ist eine Stechmücke“, hatte Cyril gesagt, „eine Dengue-Fieber-Mücke, hier unten, am Holz.“

Ich hatte erwidern wollen, wir seien alle geimpft, und woher er überhaupt wisse, dass es wirklich eine sei. Doch im selben Moment war die Leiter gekippt, und ich stürzte vornüber auf den harten Asphalt. Mit mir fielen zwei Pinsel, der Verdampfer, viel Staub und der Kalk, der zum Teil in der halbvollen Dose blieb, und ich spürte schon beim Landen, dass mit dem Fuß etwas nicht stimmte, der erstaunlicherweise als Erstes aufkam. Kaum trugen die Arme mein Körpergewicht, fast schlug mein Gesicht auf den heißen Asphalt, und ich versuchte instinktiv, mich zur Seite zu drehen, um die volle Wucht des Sturzes mit der Schulter zu bremsen.

Dann lag ich eine Weile – unbewegt, still, sah einen Teil des Museums, davor Cyrils Knie, das Podest der Figur, die wir rekonstruierten: das junge, vergoldete Mädchen mit Tauben, die Schrammen und Löcher an dessen Schultern und Brust, und die Reste des Eiffelturms vor dem steigenden Mond. Ich registrierte, wie warm es zu der Uhrzeit noch war, und dachte daran, dass ich am Vortag gehört hatte, dieser Feber sei der wärmste seit 2112: Der Steinboden glühte, obwohl es fast sechs war, und sofern ich geschafft hätte, Fuß und Bein zu bewegen, hätte ich mich unmittelbar erhoben.

So aber betrachtete ich die fasernde Wolke: den milchweißen Schleier in der Gegend des Mars, einen aufblinkenden Stern am pastellblauen Firmament und ein paar Flieger, die über dem Palais erschienen.

„Ist alles in Ordnung?“, sprach Cyril lapidar, der die Mücke zerdrückt hatte und neben mir saß. „Entschuldige, Sarah. Bist du verletzt?“

Cyril war ein kräftiger älterer Mann, laut Core um gut zwei Köpfe größer als ich, der mich sicherlich heben und tragen würde können, nachdem er die Leiter und die übrigen Utensilien in die Kammer im Flur des Museums gebracht hatte.

Ob ich ihn fragen sollte, woher seine Vorsicht kam? Ich fand die vermeintliche Gelbfieber-Mücke, die erschlagen vor mir auf dem Steinboden lag, und zeigte sie ihm, als er endlich zurück war.

„Eine Gelse, Cyril, es ist eine Gelse. Du riskierst mein Leben für ein harmloses Insekt.“

„Absurd“, sagte er lächelnd. „Komplett absurd. Eine unangebrachte, verfehlte Reaktion. Wirst du überhaupt gehen können?“

Ich bewegte die Zehen. Doch schon das schmerzte heftig.

„Vielleicht willst du versuchen, den Schuh auszuziehen.“

Ich setzte mich auf, griff an die schmerzende Schulter. „Dengue-Fieber, Cyril, ist in der Infusion enthalten. Das solltest du wissen. Kein Anlass, die Leiter einfach fallen zu lassen. Selbst Anopheles und Sandmücken wären dafür kein Grund.“

Wieder lächelte er. Ich lächelte auch. Dann öffnete ich das Bändchen meiner blauen Sandale und betrachtete den Rist, der mir knallrot entgegenquoll.

„Das ging aber schnell“, sagte Cyril erstaunt. „Tut es sehr weh?“

„Durchaus. Meinst du, du könntest mich hochziehen und stützen?“

„Sicher, sofort.“ Er ergriff meinen Rucksack, in dem Ozon und Salpeter waren, verstaute das Kästchen mit meinen petites barres noisettes und verpackte die Wasserflasche im äußeren Fach. Ich entnahm seinem Blick, dass er nach wie vor durstig war, obwohl ich ihn eben erst trinken gesehen hatte, und kam ihm nach kurzem Überlegen zuvor.

„Cyril, es ist echtes, ich habe gespart. Ich möchte nicht …“

„Natürlich, schon klar, ich habe noch anderes.“ Und schon zog er mich hoch und fasste mich unter, und wir querten zusammen den Place du Trocadéro, Cyril mit zwei Rucksäcken, ich hinkend, erschöpft.

Für einen Augenblick hatte ich noch überlegt, ihm die letzten paar Schlucke meines Wassers zu schenken. Doch dann war mir eingefallen, wie herrlich es schmeckte: erfrischend und kühl und kein bisschen künstlich.

Und die Vernunft hatte wieder einmal gesiegt.

Drei Tage später, am neunzehnten Februar, erhielt ich die Nachricht, in der man mir mitteilte, dass ich das Screening samt Infusion vor drei Tagen versäumt hätte. An dem Tag war es noch wärmer als am Tag meines Sturzes, es waren abends, gegen acht, noch gut sechsundzwanzig Grad, und wir saßen auf der Loggia, obwohl es längst dunkel war. Wir aßen Fladen mit Humus und gebackene Heimchen, die ich eben erst bei Harrys per Core bestellt hatte, weil mein Fuß noch so schmerzte, dass ich noch immer nicht gehen konnte, und ich lehnte mich zurück, den Teller am Schoß, und nahm die Luftströmung wahr: den lauen Wind, der ein bisschen nach Algen und Salz roch, vom Meer, das nur noch hundert Kilometer entfernt war.

Pascal sah hinaus zu den beleuchteten Blocks – Würfel, die sich weit in die Ferne hinein streckten: sich wie durch Spiegelung vervielfachten, strahlend weiß, und die alle so aussahen wie der, in dem wir wohnten. Wir genossen es, nicht in Paris zu leben, sondern nordwestlich davon, im Vorort Nanterre, das wir den anderen Vorschlägen des Beraters von *Immotrans* spontan und übereinstimmend vorgezogen hatten. Jeder der Paar-Blocks stieg zwei Stockwerke hoch, besaß acht Appartements und strahlte in jenem monochromem Weiß, das fast blendete, wenn die Sonne vom Himmel schien. Acht Loggien pro Haus, acht Quadratmeter groß in Ergänzung zur Wohnfläche von je siebzig Quadratmetern; rundum von den Robo-Comps geschnittener Rasen, niemals trocken, nie welk, da die Rohre, die den Boden Europas durchzogen, das gute synthetische Wasser transportierten: es konstant an die Wurzeln der Halme führten. Hoch auf ragten Palmen mit gefiederten Blättern, die graziös in der duftenden Brise schwangen, und ich hätte nur aufstehen und die Hand heben müssen, um mühelos eine ihrer Spitzen zu berühren. Ringsum war es still, eine durchdringende Stille, weil die Blocks der Familien mit Kindern weit weg waren, bestimmt an die zehn Kilometer weit, nur mitunter war das Surren eines Fliegers zu hören, und da merkte ich wieder, wie gut es mir ging.

Pascal hob sein Glas und nippte am Wein, aus roten Trauben und gutem Wasser, und verzog, wie zu erwarten gewesen war, das Gesicht.

Du weißt doch, wir haben das Geld für den echten nicht, wollte ich gerade noch heiter bemerken. Doch im selben Moment war der Ton zu vernehmen, den mein Core bei hereinkommenden Meldungen hören ließ, und ich drehte die Linke, wo es eingesetzt war, und zog den Text mit der Rechten auf den waldgrünen Schirm.

Im Fenster erschienen die förmlichen Zeilen.

„Ich habe eine Nachricht vom Zentral-Büro.“

„Was?“ Pascal sah mich an.

Ich nickte.

„Was wollen sie von dir?“

Ich setzte mich auf, überflog den Text.

„Schreib zurück, dass der Wein eine Zumutung ist, Sarah. Und dass wir deutlich mehr echtes Wasser beantragen, schließlich haben wir Winter, es muss genug davon da sein.“

„Du weißt doch, man soll dieses Wort nicht benutzen.“

„Welches Wort?“

„*Echt*.“

Er lächelte wieder, ein etwas lustloses Lächeln, doch sobald ich es sah, musste ich ebenfalls lächeln. Denn Lächeln verhalf immer zu Frohsinn und Glück.

„Ja, du hast recht, sie mögen es nicht. Aber leider ist das gute synthetische Wasser nicht gut. Schon gar nicht im Wein, auch wenn es mit allerlei Gutem versetzt ist, zum Beispiel mit Trauben der Sorte Malbec.“ Und er wandte sich wieder dem Bildschirm am Tisch zu, wobei er, mild lächelnd, die Augen verdrehte. „Juliette, Juliette, so schwer ist das doch nicht.“

„Was?“ Ich blickte ihn an, das bordeauxrote Haar, das Profil seiner Nase, kerzengerade, die grünen Augen, gesenkt, und die Lippen, die stets etwas ungestüm wirkten: aufgeworfen, samtig, beinah feminin.

„Die Fünfzehner-Reihe“, erwiderte er. „Die Fünfzehner-Reihe ist nicht so schwer.“

„*Ich* könnte sie nicht. Kannst du sie denn? Auswendig?“

„Es geht so, zur Not.“

„Wozu lernen sie sie eigentlich? Wir haben die Cores.“

Er wandte den Kopf. „Es ist mehr … historisch. Eine Sache der Weitergabe von Wissen und Know-How. Und Juliette ist zu jung, sie ist ja erst neun. Nach der neuen Verordnung sind die Geräte ab zehn, sie haben eine neue OP-Technik entwickelt. Vor zehn ist es riskant, wegen des Knochenwachstums. Und stell dir nur vor, die Cores fielen aus. Darum lernen sie Rechnen bis zur Fünfzehner-Reihe, sie müssen einfach wissen, wie man multipliziert. Sie müssen auch wissen, wie man dividiert.“

„Verstehe. Obwohl …“ Sicher hatte ich selbst multiplizieren gelernt. Und dividieren. Doch ich hatte in der Zwischenzeit alles vergessen. Ein Ausfall der Cores war unvorstellbar, es hätte ein gewaltiges Chaos gegeben, die Geschäfte Europas zum Erliegen gebracht. Dass dies nicht geschehen würde, war andererseits klar, da es Vorkehrungen gab, die den Ernstfall verhinderten: Jedes Core besaß mehrere Atomstrom-Connexions, womit wir vor dieser Bedrohung geschützt waren.

„Nun sag schon“, wiederholte Pascal gespannt, „was will das Zentral-Büro denn von dir?“

Ich legte die Füße auf den Hocker vor mir und betrachtete die Schwellung meines rechten Rists. Der Mond stand am Himmel, der warme Wind flaute ab, und ich spürte, wie müde ich von den Arbeiten war, von dem Auftrag, der mir einiges abverlangte: jeden Tag auf der Leiter stehen, weil die Steinfiguren hoch waren, reinigen, meißeln, photolysieren mit Ozon – restaurieren in einem Team mit Cyril und Marie, die hochprofessionell und schon lange dabei waren. Noch zwölf Wochen, und die Statuen wären fertig saniert, vorerst ohne mein Zutun, wie es schien: wären wie neu, eine Weile immun gegen den Verfall und vor allem perfekt gegen Umwelt-Schmutz gewappnet, was dem Schutzfilm aus Jonen geschuldet war, jener bahnbrechenden Erfindung aus 2090.

„Sarah?“, drängte Pascal.

„Ja?“

„Was will das Zentral-Büro?“

„Ich habe das Screening vor drei Tagen versäumt.“

„Was?“

„Ich habe am Dienstag das Screening versäumt.“

Er starrte mich an.

„Was ist denn, Pascal?“

„Wir sind alle gescreent, denn das Screening schützt.“

Ich lächelte sanft. „Das weiß ich doch auch.“

„Du musst es schnell nachholen.“

„Ach.“

„Es ist wichtig, das Screening jeweils pünktlich zu absolvieren.“ Er lächelte nicht mehr. „Was schreiben sie denn?“

*Geschätzte Mademoiselle Blanchet,* las ich vor,

*Doktor Michèle Guillon teilte am 17. 2. mit, dass Sie das jährliche Screening am 16. 2. im heurigen Jahr nicht durchführen ließen. Sie werden ersucht, einen Termin zu vereinbaren, damit Ihr Schutz vor den vierzig Gefahren aufrechtbleibt.*

*Sie müssen die Infusion in Ihrem eigenen Interesse bis spätestens 8. 3. erhalten, sonst erlischt die Immunität, die Sie aufgebaut haben, und Sie müssen mit erheblichen Nebenwirkungen rechnen. Sie sind bis zur Nachholung vom Dienst suspendiert, Ihr Krankenversicherungsschutz ist eingefroren.*

*Bitte wenden Sie sich bei Fragen an Doktor Guillon und antworten Sie nicht auf diese Information.*

*Leben Sie wohl*

*Das Zentral-Büro*

Eine Zeitlang war Stille, dann surrte ein Flieger, und mir war so, als hörte ich Pascal schneller atmen, was gewiss ein akustisches Hirngespinst war.

„Eingefroren“, sagte er irgendwann später. „Was für ein Wort. Völlig unpassend diesen Winter. Bei *den* Temperaturen.“

„Bitte?“ Ich legte das Besteck auf den Teller zurück, während Pascal sich erhob, ein Palmblatt berührte, am Geländer stehen blieb und in die Nacht hinaussah.

„*Eingefroren*“, wiederholte er. „Der Begriff ist veraltet. Wenn Juliette oder ein anderes Kind ihn benutzt hätte – ich hätte ihn vorbehaltlos korrigiert.“

„Und sonst?“

„Sonst?“ Er wandte sich um.

„Wie findest du es? Die Mahnung, den … den Text? Dass ich vom Dienst suspendiert bin, bis ich das Screening nachhole?“

„Das ist völlig normal, das musst du doch wissen.“ Er lächelte wieder, während ich überlegte.

„Findest du den Wortlaut nicht auch bizarr? Einmal abgesehen vom Terminus *eingefroren*? Ich begreife natürlich, dass das Zentral-Büro schreibt, aber die Art, die Konsequenzen, die sie quasi als Strafe …“

Selbstverständlich sah ich ein, dass ich geimpft werden musste, sonst war ich den vierzig Gefahren schutzlos ausgesetzt, die Strahlung miteingeschlossen, die ein Risiko darstellte. Doch mit einem Mal waren mir die Worte zuwider, die einen Umstand formulierten, den ich ohnehin kannte. Ich hätte das Screening auch so nachgeholt. Bestimmt hätte ich sonntags an mein Versäumnis gedacht, wenn meine Freunde mit mir meinen Geburtstag nachfeierten. Dann hätte ich Doktor Guillon kontaktiert, die seit mehr als zehn Jahren meine Hausärztin war und mir seit ebenso vielen Jahren die Infusion verabreichte.

Ob man damals, als ich Kind war, ähnlich verfahren war? Mich direkt nach dem Versäumnis von der Schule befreit hatte?

„Meine Mutter musste einmal mein Screening verschieben.“

„Wieso?“

Ich betrachtete Pascal, der mich verständnislos ansah. „Ich hatte ein schweres Kawasaki-Syndrom, eine seltene Infektion, die die Impfung nicht abdeckt. Himbeerzunge, Augenentzündung, Fieber und Ausschlag. Laut Memo war ich sechs. Erst nach zweieinhalb Wochen hat der Arzt es riskiert. Mutter war stark unter Druck gesetzt worden.“

„Das finde ich gut.“

„Unter Druck gesetzt werden?“

„Schließlich ging es zuallererst um deine Gesundheit.“

„Es dürfen bis zur Nachholung nur drei Wochen vergehen, sonst können sich rasch Karzinome entwickeln, von Infektionen mit Viren und Bakterien abgesehen.“

Er nickte. „Natürlich.“

„Aber es gab einen Anlass, der gegen den Stich sprach.“

„Ja, das ist möglich“, erwiderte er. Dann dachte er nach. „Erinnerst du dich an deinen ersten Screen?“

Auch ich überlegte. Ich bekam ihn nach Vorschrift an meinem fünften Geburtstag, am sechzehnten Februar 2100. Und seit damals, außer ‘01, natürlich jedes Jahr pünktlich, selbst wenn mein Geburtstag auf einen Samstag oder Sonntag fiel, denn dann übernahmen die Wochenend-Ärzte.

„Ich erinnere mich nicht“, sagte ich. „Erinnerst du dich an deinen?“

„Nein.“

„Aber ich weiß noch, wie angespannt Mutter war – eine Stimmung, die ich später nie wieder erlebt habe.“

„Anspannung?“, sprach er und schüttelte den Kopf. „Wer ist denn heute noch angespannt?“

„Mutter war angespannt. Ich weiß, es ist selten.“

„Von Anspannung berichte ich den Drittklässlern im Unterricht. Auch vom rein theoretischen Zustand der Angst.“

Ich zuckte die Schultern, dann lächelte ich. Er lächelte auch. Ich mochte sein Lächeln. Im Moment zog er nur einen Mundwinkel hoch, es ließ ihn ein bisschen verwegen aussehen.

„Dass all das noch immer im Lehrplan steht.“ Kopfschüttelnd betrachtete ich den Wulst an meinem Fuß.

„Es ist nur ein Überblick“, erwiderte er, „auch wenn es seit langer Zeit ausgestorben ist. Nicht leicht, über Zustände, die man nicht kennt, zu erzählen.“ Er ließ sich auf der Kante des Loggia-Tischs nieder, während ich ihn mir vorstellte, in der Klasse, mit den Kindern, und gleich darauf wieder an Mutter dachte.

„Mutter war nachträglich selbst erstaunt. Auf der anderen Seite: Es kam vieles zusammen, als im Jänner 2100 Rouville explodierte. Ich meine, du weißt schon, Reaktorblock neun. Das Zentral-Büro attackierte Mutter mit Mahnungen.“

„Attackierte? Das klingt richtig schlimm.“ Wieder lächelte er.

„Ich glaube, das war es.“

„Und doch war es richtig, denn das Screening schützt; schützt für ein Jahr vor Bakterien und Viren wie Lassa- und Dengue-Fieber, Pest, SARS und Pocken, fängt die Wirkung der Strahlung durch Immunglobuline ab und enthält Mineralstoffe, die deine Zellen unterstützen, den Effekt …“

„… der Toxine abzuwehren.“

„Gut.“ Er schob sich das letzte Stück Brot in den Mund. „Dann schreib Doktor Guillon.“ Er ergriff das Tablett. „Schreib ihr noch heute.“

„Heute? Es ist kurz vor neun. Im Übrigen kann ich noch immer nicht gehen, wie sollte ich zu ihr, in die Rue de l’école, kommen?“

„Mit dem Avion. Womit denn sonst?“

„Und wie komme ich in die Praxis? Ich meine: *hinein*?“

„Sarah, was willst du? Du benötigst das Screening. Wenn du möchtest, fliege *ich* dich in die Rue de l’école, ich könnte nach dem Unterricht: dienstags, zum Beispiel. Doktor Guillon kann gleich feststellen, was mit dem Fuß nicht stimmt.“

Umständlich stieß er die Loggia-Tür auf und trug das Tablett und die Teller hinein.

Als er wiederkam, ging er vor mir auf die Knie, was ich rührend, andererseits auch belustigend fand. „Wie du weißt, ist die Strahlung noch immer riskant, es wäre ein Fehler, Zeit verstreichen zu lassen.“

Ich sank an die Lehne, ratlos, erstaunt. Dass sich Pascal wegen einiger Tage so sorgte. Dass er die Strahlung ins Treffen führte, mit der wir doch lebten. Alle Bürger Europas lebten damit, seit dem großen Atom-Boom gegen die Klimaerwärmung.

„In den Vierzigern und Sechzigern sind viele gestorben“, setzte er, wieder ganz Lehrer, fort. „Aber ebendiese GAUs in Ignalina und Jivjany brachten große Erkenntnisse in der Strahlenabwehr, genau wie der Weltkrieg in den Zweitausendzwanzigern, darum können wir uns heute so hervorragend schützen. Und genau das solltest du tun, Chérie.“

„Aber ja doch, das weiß ich, Monsieur le professeur.“ Ich schätzte Pascal für sein beeindruckendes Wissen, bisweilen aber nervte sein Lehrer-Gehabe. Marie hatte jüngst von einer Tante erzählt, die aufgrund eines Spinnenbisses das Screening versäumt hatte. Dem Biss waren starke Schwellungen an der Flanke gefolgt, was den Eindruck erweckt hatte, die Frau sei schwer krank, sodass sie ein paar Tage in einer Klinik verbracht hatte. Leichte Atemprobleme hatten die Symptomatik ergänzt, deren Herkunft sich niemand erklären hatte können, womit alle Ersatztermine für das Screening verstrichen waren.

Als Marie sprach, war ich leider auf der Leiter gestanden, die auch damals Cyril hielt, während Marie referierte, sodass ich nicht die ganze Geschichte gehört hatte. Ich hatte an den Ohren der Figur photolysiert, und Marie hatte den Ozon-Mix auf den Stein-Zehen verteilt und dabei eine Art lebhaftes Selbstgespräch geführt, bei dem schließlich herauskam, dass ihre Tante lebte. Sie hatte den Stich einfach später erhalten.

„Kommst du mit?“, fragte Pascal, der noch immer da kniete. „Ich gehe hinein, es wird langsam kühl.“

„Ja, sicher.“ Ich erhob mich. „Stützt du mich bitte?“

1. **Spurlos**

Sonntagnachmittag stand ich vor dem Spiegel im Bad und versuchte, mein rebellisches Haar zu beruhigen, das der Wind auf der Loggia durcheinandergebracht hatte. Danach griff ich zum Lippenstift, den ich nur selten benutzte, und wollte gerade die Farbe auftragen, als ich unter der Nase einen Fleck wahrnahm – einen kleinen, unscharf begrenzten Bereich in einem dunklen Rotbraun, über den ich mich wunderte: Es war keine Unreinheit, es war auch kein Muttermal, es schmerzte nicht, juckte nicht, wirkte nur rau.

Ob ich ihn wegschminken sollte, für heute Abend zumindest? Pascal würde er auffallen, aber nicht weiter stören. Sybill legte selbst wenig Wert auf ihr Äußeres, wohl weil sie eine natürliche Schönheit besaß, und Bernard, ein höchst liebenswerter Riegel von einem Mann, hatte immer noch ausschließlich Augen für Sybill, sodass er den Fleck nicht bemerken würde. Aber Alice war gewissenhaft, kühl und direkt, und auch Gerard als Mediziner würde das Mal nicht übersehen.

Unschlüssig legte ich den Lippenstift weg. Ein Altersfleck? Aber: ein Altersfleck mit dreißig? Ich kannte nur Leute über achtzig, die sie hatten: Urgroßmutter Nadines Gesicht beispielsweise war zerfurcht und mit solchen Verfärbungen übersät. Sie war hundertneun, eine Sonnenanbeterin, die nicht viel vom empfohlenen Sonnenschutz hielt und nicht mehr als die verpflichtende Dosis benutzte. Ihren ersten Fleck hatte sie mit neunzig bekommen.

Vielleicht war es der Beginn einer Hautkrebserkrankung – ein Karzinom, so kurz nach Verschlafen des Screens?

Ich bemerkte ein Pochen und Stolpern im Brustraum, das mir fremdartig vorkam und heikel erschien, dieselbe Empfindung, die ich damals erlebt hatte, als Anais bei dem Unfall mit ihrem Fahrrad starb. Pannen wie diese geschahen fast nie, und doch war Anais es, die nicht aufgepasst hatte und nicht mehr zum Leben zu erwecken war. Sie war zu schnell unterwegs gewesen, als ein Tram-Air sie rammte, dessen Lenker ihr Cyclette bei der Landung übersah, die er ungewöhnlicherweise auf dem Boden vornahm. Anais hatte nicht mit dem Tram-Air gerechnet, und es war zu dem fatalen Zusammenstoß gekommen. Ihr Tod war alles andere als erwartbar gewesen – fast alle Verunglückten konnten *geflickt* werden, und zwar binnen weniger Minuten bis Stunden. So hatte es zumindest Gerard formuliert. Doch in Anais‘ Fall kam jede Hilfe zu spät, wobei das Klopfen in meinem Brustkorb bei ihrer Kremierung in weniger stark ausgeprägtem Maß spürbar gewesen und schließlich beschaulicher Ruhe gewichen war: Solche Sachen passierten. Sie passierten nicht oft, fast alle wurden weit über hundert Jahre alt. Aber eben nicht alle – es gab diese Ausnahmen.

Ich trat näher zum Spiegel, schaute genau: Wäre tatsächlich möglich, dass die Strahlung so stark war, dass nach fünf Tagen ohne Schutz bereits sichere Zeichen von Hautkrebs auftraten? Es gab Gerüchte vom Brand eines Reaktors in Mühleberg, und dann war da die Reststrahlung der Havarie in Rouville … Doch es war keine Zeit mehr für Spekulationen, denn es läutete an der Tür, und ich sah auf mein Core: zehn Minuten vor sechs, es waren Gerard und Alice, denn Gerard und Alice kamen immer zu früh, zu allen Arten von Anlässen, und Sybill und Bernard würden wieder zu spät kommen – krasser Gegensatz, und, seit ich sie kannte, Gesetz.

Zögerlich griff ich an das rotbraune Mal. Dann tupfte ich bronzefarbenen Puder darüber, dessen Farbton exakt zu meinem Winter-Teint passte, und rief nach Pascal, der herbeigeeilt kam, mich umfasste, stützte und ins Wohnzimmer führte, bevor er zur Tür ging, um den Gästen zu öffnen.

Das Mahl, das Pascal bei Thierrys bestellt hatte, war unübertroffen, speziell das Dessert: Nach Soufflé von der Libelle mit Erbsenprotein und Colostygia-Risotto auf Paradeiscremespiegel kamen Cashew-Bananen-Eis und petites barres noires mit violetter Medusen-Sauce, zweifach flambiert.

Sybill aß zu allem geröstete Maden, nicht ohne zu ersuchen, sie vom Tisch zu entfernen, da ihr selbst nicht gelänge, von der Köstlichkeit zu lassen; Bernard, der sie wegschob, nahm sein drittes Soufflé und verteilte eine Handvoll Hanfsaat darauf. Alice, die versuchte, sich gesund zu ernähren, nahm schöpferweise Paradeiscreme und Algensalat nach, und Gerard, stets bemüht, auf seine Linie zu achten, langte stöhnend beim Eis und beim Pinot Noir zu, den er mir lachend mit Verweis auf seine Kostbarkeit geschenkt hatte, selbstverständlich unter Anrechnung zur März-Ration.

Immerhin: Wir tranken den Wein aus Sechzehntel-Liter-Gläsern und spürten dem erlesenen Geschmack hinterher, so lang, bis wir uns einbildeten, sie auch zu erkennen, jene Noten von Kirschen, Cassis, Vanille und Zimt, die ein guter Pinot angeblich aufweisen musste. Dazu resümierten wir mithilfe der Memos: Echten Wein hatten wir zuletzt im September bekommen, gleichfalls von Gerard, der als Arzt gut verdiente, zur Feier des vierzigsten Geburtstags von Bernard, bei dem wir allerdings zu dreizehnt gewesen waren, was die Ration jedes Einzelnen auf einen Fingerhut reduziert hatte. Wir schätzten uns glücklich, dieses Mal nur zu sechst zu sein, genossen zum Wein natürliches Wasser, vom Zentral-Büro zu meinem Geburtstag spendiert, und dankten im Geist dem Zentral-Büro. Darüber hinaus lobten wir das Zentral-Labor, zu dessen Aufgaben es gehörte, Wein und Wasser zu erzeugen, und sich damit zu befassen, wie man düngen und säen musste, um die Ernten der Trauben zu optimieren.

„Ist jemand betrunken?“, sprach Bernard nach dem Nachtisch.

„Keiner weiß, was das ist, Bernard“, versetzte Sybill. „Der gute synthetische Wein ist kein Maßstab. Niemand möchte ihn trinken.“

„Aber Gerard hat doch neulich darüber erzählt.“

„Wir wissen, Chéri, dass sich Betrunkensein nicht ausgeht“, bemerkte Sybill ein weiteres Mal, bevor sie lächelte, seufzte und den Teller zurückschob.

„Kürzlich hat aber Gerard …“ Bernard gab nicht auf.

„Gerard, Gerard“, unterbrach ihn Alice. „Nur weil er schon fünfzig ist. Wieso habe ich bloß einen so weisen, alten Mann?“

Gerard sah sie an. Dann lächelte er. „Keinesfalls bin ich alt. Aber unbedingt weise. Onkel Jean wurde neulich hundertzwölf, meine Liebe. *Das* ist alt. Und Betrunkensein braucht, wie ich weiß, *viel* mehr.“ Er kratzte Medusen-Sauce-Reste vom Teller und leckte die Spitzen der Gabel ab.

„Du sagtest, du seist einmal betrunken gewesen.“ Bernard.

„Ich erzählte, *mein Vater* sei betrunken gewesen. Mein Vater ist 2040 geboren, er ist fünfundachtzig. Und auch Onkel Jean …“

 Pascal mischte sich ein. „Der gute synthetische Wein ist nicht gut, Bernard. Dir schmeckt er doch auch nicht, hast du gesagt. Und wie soll man betrunken sein bei nur zwei Prozent Alkohol? Wie viel hat der echte? Drei Prozent, oder sind in der Zwischenzeit mehr erlaubt? Es ist immer dasselbe. Kannst *du* etwas spüren, Sarah?“

Ich sah in die Runde. Ich spürte seit Tagen nur das Pulsen im Fuß, das die Arzneien, die ich einnahm, nur geringfügig linderten.

„Im Moment merke ich nichts“, erwiderte ich. „Als ich zuletzt echten Wein hatte, war da ein Schwindelgefühl, das genauso Produkt meiner Fantasie hätte sein können.“

Alle lachten, Gerard sagte: „Lächeln verhilft immer zu Frohsinn und Glück“underzählte ein paar seiner alten Geschichten: von den Weinen und Spirituosen der vergangenen Jahrhunderte, den absurd teuren, seit langem verbotenen Tropfen mit Gehalten von zwanzig und mehr Prozent, von den Partys, die man feierte, und den zahllosen Menschen, die zu viel davon tranken und nach Vergiftungen und Unfällen mit ihren Leben bezahlten – alles Gründe, warum das ZB sie verbot.

„Im Übrigen“, sagte er, als er fertig erzählt hatte, „hat Sarah an der Lippe noch einen Spritzer Pinot. Der ist wertvoll, meine Liebe, ich hoffe, du weißt …“ Seine Worte verschwanden in den verschwommenen Beats, die aus den High-AUDs der Stehlampe beim Couchtisch drangen, und im gedämpften Gelächter, das sie erregten. Alle schauten mich an.

„In der Tat eine Verschwendung“, echote Pascal, der bemerkenswert wenig zum Tischgespräch beitrug, den Arm um mich legte und teilnahmslos lächelte.

Ich erhob mich, entschuldigte mich, lächelte gleichfalls. Realisierte das Herzklopfen, das zum zweiten Mal auftrat, eilte humpelnd ins Bad und untersuchte den Fleck. War er größer geworden, röter, war die Haut heiß und wund? Oder war es das Licht aus den Lampen am Spiegel, das jedes Fältchen, jede Unreinheit deutlich beschien?

Wieder griff ich zum Puder und bedeckte den Fleck: trug mit den Fingerkuppen zittrig etwas Bronze-Farbe auf – zwei Schichten, die den dunklen Bereich nun verbargen, und betrachtete erneut mein erhitztes Gesicht, bevor ich den Weg in den Wohnraum antrat.

Als sie mich sahen, unterbrachen sie abrupt das Gespräch. Ich hatte noch Worte wie „verantwortungslos“, „schlecht“ gehört, dann „beeilen“ und „nichtig“, bevor ich mich setzte und in ihre Gesichter sah.

Lastende Stille lag über dem Tisch, da waren lediglich Rhythmus und Klang im Off und das Räuspern Pascals, der den Kopf gesenkt hielt.

„Was ist los mit euch, Leute?“

Drückendes Schweigen. Bernard warf Gerard einen fragenden Blick zu.

„Alles in Ordnung“, versetzte Gerard. „Pascal hat nur eben eine Geschichte erzählt, die …“

„Ja?“

„Nun“, fuhr Gerard fort. „Solche Dinge geschehen.“

„Welche Dinge?“

Er nahm eine Made. Gerard war der Älteste, er kannte sich aus. Wir vertrauten ihm in Sachen, die wir nicht einordnen konnten, und fragten ihn, wenn wir Informationen benötigten – Informationen, die anderen kaum zugänglich waren.

 Er lehnte sich schwer in den Sessel zurück und betätigte den Sensor an der gepolsterten Armstütze, wodurch der Stuhl langsam hochfuhr, sich die Lehne sanft neigte und Gerard nahezu waagrecht schwebend lag. Hoheitsvoll sah er auf uns herab.

„Pascal hat die Geschichte einer Schülerin erzählt“, sagte er.

„Nun, nicht gerade einer Schülerin“, korrigierte Pascal.

„Jetzt redet doch endlich. Was ist mit dem Kind?“

Pascal holte aus: Die fünfjährige Claire – mehr dürfe er nicht sagen – sei Anfang Dezember im System aufgeschienen, sie hätte nächsten Herbst mit der Schule beginnen sollen, sei im Jänner aber spurlos aus der Datenbank verschwunden. Ein Nachfragen beim Zentral-Büro vor drei Wochen habe ergeben, dass die Eltern das Screening des Mädchens verweigert und auch die folgenden Termine ohne Absagen versäumt hätten, womit Claire aus dem Register entfernt worden sei. Erst das Nachholen der Infusion würde den Schulbesuch ermöglichen, ansonsten sei ein solcher dem Mädchen verwehrt.

„Darum“, fügte Pascal an, „sollst du morgen gleich anrufen: Kontaktiere bitte *endlich* Frau Doktor Guillon.“

Ich lachte heraus. Ich hatte ihm doch kürzlich von meiner eigenen Erfahrung mit dem Verpassen des Screens als Kind erzählt, auch hatte ich das Thema des aktuellen Versäumnisses nicht unbedingt heute, vor unseren Freunden, erwähnen wollen.

„Die Grundschule habe ich längst hinter mir“, sagte ich. „Und überhaupt: Ist der Vorfall so wichtig?“

Alice sah mich an. Sie konnte, wenn sie wollte, ihre Augen vergrößern, die von tiefbrauner Farbe und ohnehin groß waren. „Es ist unklug, das Screening verstreichen zu lassen, allein wegen der Strahlung. Und nicht zuletzt wegen der zahlreichen übrigen Erkrankungen. Die Infusion ist so wichtig für die Gesundheit Europas, der Sichere Wall allein reicht dafür nicht.“

„Du klingst wie eine Aussendung des Zentral-Büros“, sagte ich. „Vielleicht auch wie eines der schönen Hologramme.“ Es hörte sich ungewollt abfällig an, wobei Sybill hinter vorgehaltener Hand loskicherte.

„Ich finde dich leichtsinnig“, versetzte Pascal. „Denk nur an Gerards Informationen zur Pest.“ Ein leichter Druck auf die Armstütze, und sein Sessel fuhr hoch, sodass auch Pascal über dem Esstisch thronte.

„Ja, ja, die Pest“, wiederholte Alice. Es klang ganz neutral. Sie berührte den Sensor, stieg ebenfalls auf und resümierte von oben ihr Know-How über die Pest, unterstützt von einem Memo, auf das sie blickte: von ihrem ersten Erscheinen vor mehr als viertausend Jahren, ihrem Wüten in der Antike in Europa und Asien, vom großen Ausbruch in Indochina vor zweihundert Jahren und von der Schwarzen Pandemie 2059, die fast volle zwei Jahre nicht kontrolliert werden konnte. Von ihrem Hauptverursacher: dem Klimawandel, der zu lang ignoriert und nicht bekämpft worden war und der Hochwässer, Kriege und Völkerwanderungen brachte. Von den daraus resultierenden Hygieneproblemen, den Ratten und Flöhen, die massiv überhandnahmen und die mit den Mutanten von Yersinia Pestis Menschen ansteckten, die millionenfach starben. Von der Impfung, die 2075 entwickelt wurde und nach einigem Nachbessern in die Infusion gelangte und somit …

An dieser Stelle musste ich Alice unterbrechen. „Warum sollte ich das Screening denn nicht absolvieren, nur weil ich zum letzten Termin nicht konnte? Meine Ärztin hat ihn jedes Jahr sorgfältig durchgeführt, also werden mich Krankheiten wie die Pest nicht befallen. Wegen weniger Tage, das ist doch verrückt. Mein rechter Fuß macht Probleme, ein Arbeitsunfall. Die Statue. Die Leiter. Die Mücke. Cyril … Ich weiß wirklich nicht, wo das Problem liegen soll.“

Verständnislos blickte Gerard mich an. „Wir sind alle gescreent, denn das Screening schützt. Du könntest zudem eine Erlaubnis erwirken, mit der du den Stich zu Hause bekommst. Die Strahlenwerte von Ungeimpften sehen beunruhigend aus, und das nach nur wenigen Tagen bis Wochen. Auch wirst du allmählich zur Gefahr für die anderen.“

„Woher weißt du Bescheid über die Strahlenwerte, Gerard? Ich meine: Wenn niemand das Screening je ausfallen lässt, woher kommen die Infos über das Maß der Verstrahlung? Auch ich wurde nicht auf Radioaktivität untersucht, obwohl ich seit fünf Tagen überfällig bin.“

Niemand sagte etwas, Gerard schaute streng. Sybill sah voll Sehnsucht hinaus in die Nacht, Pascal und Bernard sahen auf die Tischplatte hinab. Im Grunde interessierte mich die Angelegenheit nicht. Aber da ich betroffen war, musste ich fragen, wobei ich über mein stures Insistieren erstaunt war, mit dem ich Gerard etwas abringen wollte: Aufklärung, Daten, medizinisches Wissen, das mir selber versagt blieb, ihm als Arzt und Vermittler des Zentral-Büros aber nicht.

„Schon einmal etwas von *posthum* gehört?“, entgegnete Gerard mit steinerner Miene.

„Bitte?“

Umgehend ließ ich den Sessel hochschweben. Da Gerard keine Antwort gab, setzte ich nach: „Vermutlich ist das Mädchen inzwischen gescreent.“

Neuerlich breitete sich Schweigen aus.

„Was ist? Habe ich recht?“

Sybill hob den Blick nicht von der sternklaren Nacht, Bernard und Alice sahen hinauf, zum Plafond.

Da sagte Pascal, der mir den Rücken zuwandte: „Das Mädchen ist tot, ich erfuhr es am Freitag. Claire starb zwölf Wochen nach Versäumen des Stichs.“